Wie man's nimmt.

Ein Lebensbild von **W. v. Bonin.**

Als ganz kleine Mädchen hatten sie bisweilen auf dem sauber in Mosaik gepflasterten Hofe, unter dem Hausthor oder auf der Kellertreppe mit einander gespielt. Nicht oft, weil Olga, die Tochter des Bankiers aus der Bel-Etage, „nicht durfte“. Bisweilen jedoch entschlüpfte die Kleine der Obhut der Gouvernante, um unten ein wenig auszutoben.

Olga war blaß, hellblond, ziemlich lebhaft, verschlagen, munter, ein Wildfang. Emmi, die Tochter des Portiers, dunkelblond, groß, sehr reif für ihr Alter, mit begehrlichen Augen, klug, die Anführerin bei allen Spielen, stets das große Wort führend. Marie, das Töchterchen des Photographen aus dem vierten Stock, war die schönste, die stillste von ihnen. Sie hatte dunkle, traurige Augen und prächtiges, gelocktes Haar; sie fürchtete sich vor der dunklen Tiefe der Kellertreppe und die Anderen lachten sie aus. Solch ein großes Mädchen und sie fürchtete sich. Marie wurde überhaupt viel ausgelacht. Als man einmal ein todtes Kanarienvögelchen begrub, da weinte sie, während die beiden Anderen sich an dem kindischen Ceremoniell ergötzten.

Wenn sie „Hochzeit“ spielten, das geschah, wenn Emmis Bruder Otto, mitspielte und den Bräutigam machte, da mochte Marie nie die Braut sein. Sie konnte nicht sagen, warum. Die Anderen ärgerten sich oft über sie und schalten sie eine Spielverderberin. Dann blickte sie erschrocken aus ihren schönen, dunklen Augen drein. Sie wollte ja kein Spiel verderben, sie konnte nicht dafür, daß sie die Dinge so schrecklich ernst nahm.

Später nahmen die Spiele der drei Kinder ein Ende. Olga lernte englisch, Klavier spielen, singen, tanzen, schwimmen, Schlittschuhlaufen und es fiel ihr nicht mehr ein, im Hofe spielen zu wollen.

Marie wurde für das Geschäft ihres Vaters verwendet. Sie machte Gänge, „kopirte“ and verfertigte auch kleine Näharbeiten, denn zu Hause war es knapp. Ihr Vater, ein herabgekommener Maler, war ein sehr mittelmäßiger Photograph. Er hatte weder Glück noch Geschick; er konnte nicht in die Mode kommen. Wochentags blieb das Atelier verödet. Nur Sonntags kamen ein paar Dienstmädchen, ein paar Arbeiter im Sonntagsrock, irgend eine kleine Bürgersfrau, die ihr Kindchen aufnehmen ließ.

Und oben, vier Treppen hoch unter dem Glasdach des Atelier, herrschte Noth, Sorge, Entbehrung. So viel Licht und Sonne, und dennoch verfloß die Jugend des jungen Mädchens licht- und freudlos.

Indessen erblühte Emmi, die Tochter des Portiers, wie eine Rose. Sie verstand es, sich kokett zu putzen und ihr frisches, lachendes Gesicht fiel auf, ohne daß es eigentlich schön war.

Sie wollte zum Theater gehen, erzählte sie; sie hatte eine hübsche Singstimme und, wie ihr irgend ein „Professor“ versichert hatte, ein „degagirtes“ Wesen.

Von Marie behauptete sie, das sei eine dumme Gans und von Olga, daß sie dieselbe nicht im mindesten bemerke!

Im wunderschönen Monat Mai war es, als alle Knospen sprangen. Alle drei Mädchen waren jetzt achtzehn Jahre alt; Marie von madonnenhafter Schönheit, aber noch immer schüchtern und zaghaft in ihrem verschossenen Fähnchen, noch immer aus dunklen, traurigen Augen ängstlich blickend; Olga eine pikante Salonerscheinung in meisterlich gewählten Toiletten: Emmi eine fertige Soubrette — ohne Engagement und wahrscheinlich auch ohne Talent!

An einem lieblichen Maienabend, zwischen den frisch begrünten Sträuchern, welche das Denkmal irgend eines berühmten Mannes umgaben, hatte Emmi ihren Freund getroffen, einen jungen hübschen Bankbeamten.

„Du wirst nicht zum Theater gehen, es wäre Dein Verderben!“ hatte er gesagt.

„Was soll'e ich sonst beginnen?“ hatte sie herzhaft geantwortet.

„Du wirst mein Weib werden, denn ich liebe Dich!“

„Ich mag auch gar nicht zum Theater, denn ich, ich hab' Dich lieb!“

Und zwei Glückliche umschlangen einander unter den leeren, starren Augen des in Marmor gemeißelten berühmten Mannes. — —

Der junge Mann war gekommen, um seine Photographie abzuholen. Doch einmal ein Kunde aus der besseren Gesellschaft, der Sohn eines Rittergutsbesitzers, der eben sein Freiwilligenjahr abdiente. Er hatte Marien einmal gesehen, als sie aus einer großen Droguenhandlung Chemikalien für ihren Vater holte, er war ihr gefolgt, hatte gefragt, vielleicht auch ihr Bild in dem Schaufenster des Photographen erkannt. Genug, eines Tages kam er, um sich photographiren zu lassen und das Bild fiel nicht gut aus und er ließ sich immer und immer wieder aufnehmen. Die Bilder waren immer schlecht, aber das verdroß ihn nicht weiter. Ja, er schien sich zu freuen, wenn sie mißrathen waren und versprach seelenvergnügt, er würde wiederkommen. Auch heute Abend war er wiedergekommen, diesmal um die Bilder der letzten Aufnahme abzuholen. Es dunkelte bereits. aber er sah auch die Photographien nicht an, die Marie ihm reichte. Achtlos warf er die Kärtchen bei Seite.

„Ich komme ja nur Ihretwegen, Marie, rief er, wissen Sie das nicht längst?“

Er riß sie stürmisch an sich. „Ich liebe Dich, Marie....“

„Und ich Dich!“

Und zwei Glückliche umschlangen sich unter dem Glasdach, welches von außen so viel und von innen so wenig Sonne hatte.

In der Bel-Etage war der letzte „Jour“ in dieser Saison. Derselbe erhielt besonderen Glanz dadurch, daß der neueste Stern der Oper, der junge Heldenbariton, erschienen war. Er sang: „Einst spielt' ich mit Scepter und Krone“ und erntete endlose Lobsprüche und Schmeicheleien. Olga, die ihn begleitete flüsterte ihm zu:

„Ach, wenn Sie in Wirklichkeit auch nicht mit Scepter und Krone spielen, so spielen Sie mit dem Lorbeer, und das ist mehr!“

Und er erwiederte leidenschaftlich: „Ich ersehne nichts, als die Myrthe.“ Ihre Blicke sanken ineinander.

Man rief zum Souper. Hinter der Portiere des Musikzimmers fanden sich ihre Lippen.

„Ich liebe Dich, Olga.“

„Ach, wie glücklich ich bin,“ hauchte das Mädchen.

Und in der lauten, anspruchsvollen Gesellschaft befanden sich heute zwei Glückliche.

Der feuchte Novembersturm fegte das letzte Laub von den Bäumen und Sträuchern um das Marmordenkmal des berühmten Mannes.

In jenem traurigen Monat hatte der Briefträger drei Briefe in das fashionable Haus gebracht. Der eine war an Fräulein Olga gerichtet und begann so:

„Ich bin im Begriffe, mein neues Engagement anzutreten und so sehr durch meine Abschiedsrolle in Anspruch genommen, daß es mir leider nicht möglich ist, Ihnen, verehrtes Fräulein, persönlich Lebewohl zu sagen. Meinen besten Dank für Ihre Güte und Freundlichkeit u. s. w.“

Olga, in ihrem eleganten Neglige, las den Brief unter Thränen.

„Er will sich nicht binden — o, ich ahnte es!“

Die Tochter des Portiers hielt eine lithographirte Verlobungsanzeige in der Hand. Er, den sie liebte, hatte eine Andere erwählt, die Tochter seines Chefs. Die Soubrette ohne Engagement weinte glühend heiße Thränen. Sie hatte ja wirklich geliebt!

„Theuerste Marie, glaube mir doch, daß es nicht sein kann! Ich kann dem Andrängen meiner Eltern nicht widerstehen. Unser Gut ist weit schwerer belastet, als ich selbst wußte. Nur eine Geldheirath &c.“

Marie weinte nicht. „Er hat mich doch nicht geliebt,“ sagte sie mit dumpfer Stimme.

* * *

In der Bel-Etage war großes Fest. Fräulein Olga, die Tochter des Hauses, feierte ihre Verlobung mit dem Associe ihres Vaters, einem reichen, nicht mehr ganz jungen Börsenspekulanten. Er hatte ihr als Demuthgeschenk einen Perlenschmuck verehrt, welcher auf der letzten Industrieausstellung durch seine wundervolle Fassung und die Schönheit der Perlen allgemein aufgefallen war.

Olga hatte bei dem Anblick gelächelt, freudig gelächelt. Sie war getröstet; die Dummheit mit dem jungen Sänger war vergessen. Er hatte auch in der Antrittsrolle seines neuen Engagements nicht so recht gefallen. Wer weiß, welche Wendung seine Laufbahn noch nahm!

Wenige Tage später war es, da unterzeichnete Emmi, die Tochter des Portiers, im Bureau eines Agenten einen Contract. Sie war jetzt Choristin an einer vorstädtischen Operettenbühne. Der Agent, ein kahlköpfiger Herr, kniff sie in die Wange. „Die Stimme ist nicht groß und nicht geschult,“ sagte er, „aber das thut nichts. Ein so hübsches Mädchen macht unter allen Umständen Carriere!“

„Er hat es nicht anders gewollt,“ sagte sich Emmi auf der Treppe. Als sie nach Hause kam, fand sie den Hof mit dem zierlichen Mosaikpflaster voll von Menschen. Polizei-Sanitätswache.

Eben trug man eine verdeckte Bahre davon.

Marie, die Tochter des Photographen, hatte sich aus dem Atelierfenster in den Hof gestürzt. Dicht vor dem Keller, vor dessen Tiefe sie sich als Kind immer gefürchtet, war sie hingestürzt und sogleich todt geblieben. Die Leute sagten, ihr Geliebter habe sie verlassen.

„Die dumme Gans“, sagte Emmi tief aufathmend, „so etwas geschieht Anderen auch. „Es kommt nur ganz darauf an, wie man's nimmt!“

Der Gagetag.

(Frei nach Schwab.)

Komiker, Soubrette, Naive und Kind,
In dumpfer Garderobe beisammen sind,
Es spielet das Kind, Soubrette sich schminkt,
Naive häkelt, Komiker trinkt,
Damit er die Zeit sich vertreibt. —
Wo nur die Souffleuse bleibt?

Das Kind spricht: „Morgen ist Gagetag,
Director hat dann viel Geld im Sack.
Er zahlet die Gagen nach der Reih',
Da ist manch' falscher Nickel dabei.
Director klagt über schlechte Zeit.“ —
Hört ihr's, wie die Souffleuse schreit?

Soubrette spricht: „Morgen ist Gagetag,
Drauf wartet das ganze Gläubigerpack.
In einer Stadt ohne Garnison
Sind achtzig Mark Gage der reine Hohn,
Versetzt ist das letzte Atlaskleid!“ —
Hört ihr's, wie die Souffleuse schreit?

Komiker spricht: „Morgen ist Gagetag,
Auf meine Gage hat schon Beschlag
Längst der Gerichtsvollzieher gelegt.
Doch da mein Vorschuß viel mehr beträgt,
So thut der Mann mir einfach leid!“ —
Hört ihr's, wie die Souffleuse schreit?

Naive spricht: „Morgen ist Gagetag,
Da kauf' ich mir frischen Schnupftabak,
Mein süßes Mopperl ein Würstchen erhält.
Was hab' ich weiter noch auf der Welt,
Als meine Kunst und das liebe Thier? —
Wen sucht denn die Souffleuse hier?“

Sie suchten Alle, doch Keiner ihn fand:
Der Herr Director war durchgebrannt!
Komiker, Soubrette, Naive und Kind
Auf Theilung zu spielen gezwungen sind.
Collekte bringt leider keinen Ertrag —
Und morgen ist Gagetag.

— **Da hat er freilich recht!** — Da klagen und schimpfen die Leute immer über die schlechten Zeiten! Mir ist es einerlei, ob die Zeiten gut oder schlecht sind; ich bin immer oben auf! — So? Was sind Sie denn? — Kutscher!

Das Buch vom Hasse.

„Wir haben lang genug geliebt, wir wollen endlich hassen.“ Die schmetternde Weise des grimmerfüllten Herwegh'schen Liedes tönt an unser Ohr, da wir das neueste Werk des berühmten Gelehrten, Poeten und Politikers Paola Montegazza zur Hand nehmen. Es führt einen ebenso tiefsinnigen als ungemüthlichen Titel: „Die Physiologie des Hasses.“ Drei der wichtigsten Kategorien des menschlichen Empfindens, die Lust, den Schmerz und die Liebe, hat Mantegazza nach der neuesten Untersuchungsmethode, nach der naturwissenschaftlichen, studirt und geprüft, nunmehr hat er sich auf die Suche nach dem meistverbreiteten Bacillus, nach jenem des Hasses begeben, und unter der Loupe des Forschers sehen wir jetzt die kleine Bestie in millionenfacher Vergrößerung ihr verheerendes Unwesen treiben.

Aber wir haben es nicht nur mit einem gelehrten, sondern auch mit einem volksthümlichen Forscher zu thun, der weniger definirt und abstrahirt, und erfreulicherweise mehr beweist und schildert. Erledigen wir daher ein für allemal die Definition des Haßbegriffes und lassen wir uns desto mehr von seiner Naturgeschichte erzählen. Der Haß ist jene Energie, welche durch in unserem Hirn angehäufte Empfindungen uns von einem Menschen oder einem Dinge zu entfernen strebt und uns antreibt, ihm zu schaden. Diese Definition hört sich sehr gelehrt an, ob sie auch durchwegs stichhaltig ist? Man messe nur den ungeheuren Unterschied zwischen einer Verwünschung gegen einen langweiligen Schriftsteller, den man liest, und jenem Ukas Peters des Großen von Rußland, der auf die Nachricht von einer Empörung in Astrachan hin sofort befiehlt, ihm postwendend dreihundert Köpfe von den Schuldigsten zu senden. Wissenschaftlich genommen, das heißt nach der Methode Mantegazza's, ist das Eine so gut wie das Andere Haß. Aber welche grandiose Stufenleiter dieser durchlaufen kann, zeigt eben das angeführte Beispiel.

Man vermag den Haß nach dem Alter, nach dem Geschlecht und nach dem persönlichen Charakter zu sondern. Montegazza will uns glauben machen, daß der Säugling haßt, und daß der Hang, sich in jener harmlosen Abart des Hasses zu bethätigen, welchen man Neckerei heißt, genau so erblich ist, wie die Kurzsichtigkeit oder die Epilepsie. Wir befinden uns bei einer Musterung. Jeder Soldat hat vor sich seinen geöffneten Tornister, wie zum Feldzug ausgerüstet, und dieser muß, wie Jedermann weiß, eine Menge kleiner Gegenstände zur Ausbesserung der Kleider enthalten, wie Zwirn, Fingerhut, Nadeln u. s. w. Plötzlich bleibt der General vor dem Soldaten stehen, sein Gesicht wird ernst. „Wie,“ ruft er mit zorniger Miene dem Soldaten zu, dessen Sachen er untersucht, „vier Nähnadeln und nicht drei? Acht Tage Gefängniß, damit Du lernst, daß ein Soldat im Feld nicht „überlastet“ sein soll!“ Hundert gegen Eins steht zu wetten, daß bereits der Großvater des bekannten Generals ein „Bosnickel“, und daß schon seine Urgroßmutter eine Xantippe gewesen ist.

Ist die Neckerei, auch wenn sie mit acht Tagen Arrests verschärft erscheint, eine harmlosere Spielart des Hasses, so erscheint der Massenhaß, der Haß in den Rassen und zwischen den Rassen als eine grandiose Vervielfachung jener „Energie zu schädigen.“ Die Zeitgenossen Cäsars nannten jeden auch noch so hochentwickelten Menschen, der nicht römischer Bürger war, oder wenigstens lateinisch sprach, einen Barbaren. Die Franzosen kennen noch heute keine schlimmere Beleidigung als „Prussien“, und es gibt idyllische Stätten an beiden Ufern der Wien, wo das Wort „Jude“ als tödtliches Schimpfwort gebraucht wird. Diese Sorte von vervielfältigtem Haß bildet ein zu ernstes und zu lehrhaftes Kapitel, um amusant zu sein, wie es zu Zeiten wenigstens der individuelle Haß ist. Von den Menschen der Steinzeit an bis zum göttlichen Plato, welcher, als er sich gegen seinen Sklaven erzürnt hatte, den Spensippus bat, die Züchtigung zu übernehmen, weil er fürchtete, im Zorn die Grenzen der Gerechtigkeit zu überschreiten, haben die Menschen von jeder Farbe und Race gehaßt, sie hassen noch und werden ewig hassen; aber auch der Haß ist dem Gesetze der Entwicklung nicht entgangen und er tritt in millionenfach verschiedener Form zu Tage.

Man stelle sich beispielsweise drei Männer vor, einen Australier, einen Chinesen und einen feingebildeten Europäer, welcher überdies ein fanatischer Wagnerianer sein mag; Jedem von ihnen füge man eine Kränkung zu, welche einen Ausbruch von Haß zur Folge haben muß: Man stehle dem Australier seinen Hund, man schneide dem Chinesen seinen Zopf ab und man sage dem Wagnerianer, Rossini sei mehr als Wagner. Drei schwere Beleidigungen, die aber ganz verschiedene Wirkungen hervorbringen. Der Australier tödtet den Hundedieb, der Chinese spuckt dem Zopfabschneider in's Gesicht, der Wagnerianer aber schreibt gegen seinen Gegner in der Leipziger Musikzeitung einen wüthenden Artikel. Der Haß und die Beleidigung mögen relativ ganz gleich gewesen sein und doch waren die Folgen so verschieden von einander, daß es ein Mord, eine derbe Injurie und eine literarische Fehde eben sein können.

Unterabtheilungen in der Lehre vom Hasse bilden die Theorie vom Schimpfen und die Lehre vom Fluchen. Zu den gangbarsten Schimpfnamen in aller Herren Ländern gehören jene, durch welche Menschen mit Thieren verglichen werden. Wenn wir einem Gegner den Namen eines Thieres beilegen, erreichen wir einen doppelten beleidigenden Zweck, erstlich den, ihn zum Thiere zu erniedrigen, und zweitens, ihn eines Lasters oder Fehlers anzuklagen, welchen wir in dem betreffenden Thiere personificirt zu sehen glauben. Es mag aber beim Schimpfen nicht immer so viel analytische und speculative Feinheit im Spiele sein, namentlich wenn der Zorn ein großer, die Ueberlegung ausschließender ist.

Das erste Thier, welches uns einfällt, wird bei den Hörnern oder beim Schwanz ergriffen und dem Gegner als Schmähung zugeworfen. Wir gebrauchen Hund, Ochs, Esel, auch wenn die geistigen Eigenschaften dieser Thiere denen nicht entsprechen, welche wir an dem Beleidigten tadeln wollen. Für die des Schimpfens noch Unkundigen gibt Montegazza ein zoologisches Schimpfwörterlexicon zum Besten, welches dem von Börne zusammengestellten an Kraft und Wucht nichts nachgibt. Nicht minder lehrreich ist die von ihm entworfene Scala von Flüchen, von welchen freilich die meisten nur unter dem Schutze der italienischen Preßfreiheit Weiterverbreitung gewinnen dürften. So hätten wir nunmehr auch eine wissenschaftliche Fluchtheorie und es wird uns nicht Wunder nehmen, wenn in diesem Jahrhundert der Wissenschaft auch noch der „Watschen-Bacillus“ entdeckt, classificirt, rubricirt und lat inisch umgetauft wird.

Die Flüche werden eingetheilt in:

Gotteslästerliche Flüche.

Obscöne Flüche — zu deutsch Schmutzreden genannt.

Gotteslästerliche und obscöne Flüche gemischt.

Conventionelle Flüche.

Flüche, welche die Mutter oder andere theure Personen schmähen, endlich

Verhüllte oder verlarvte Flüche.

Wir erhalten, getreu nach diesem Schema, eine Blüthenlese altgriechischer, römischer, italienischer, französischer, russischer, ja sogar chinesischer und japanesischer Flüche aufgetischt; leider hat es die romanische Einseitigkeit dem gelehrten Autor verwehrt, uns auch mit lehrreichen Exempeln zu beschenken. Der Preis unter all' den angeführten Kernflüchen gebührt den Tongesen. Wir haben etwas Urwüchsigeres und Schneidigeres schon seit Langem nicht vernommen, als die drei Kraftworte: „Koche Deinen Großvater!“ Wie harmlos kindlich nimmt sich dagegen, bei aller Verwandtschaft, das Wienerische „Das können Sie Ihrer Großmutter erzählen!“ aus.

Es sind ungemüthliche Capitel, welche jenen vom Schimpfen und vom Fluchen folgen: Die Grausamkeit und Wildheit. Diese beiden Formen des Hasses gehören nicht längstvergangenen Tagen an und sie sind keinerwegs ausschließliches Gut der uncivilisirten Völker. Werfen wir einen Blick in amerikanische und englische Strafanstalten und wir werden uns entsetzen, wenn wir einzelner Disciplinarmittel gewahr werden. Im Gefängniß von Sing-Sing im Staate New York ist heute noch als Disciplinarmittel eine Vorrichtung im Gebrauche, welche den spaßhaften Namen „das Trapez“ führt. Sie besteht aus zwei getheerten, dünnen Stricken, welche über einen Flaschenzug laufen: ein anscheinend unschuldiges Geräth, vor dem aber jeder Gefangene erblaßt, der es erproben soll. Die Enden der beiden Stricke werden um die Daumen des Verurtheilten gebunden, der bestraft werden soll. Dann thut Pat Shinnes, der Folterer, einen Zug daran und der Unglückliche hängt frei in der Luft; das ganze Gewicht seines Körpers wird von den Daumen getragen und der arme Mensch leidet entsetzliche Qualen. Die Sehnen der Arme werden zu ihrer ganzen Länge ausgereckt und schneiden wie glühende Eisenruthen in das Fleisch des Gemarterten ein. Die Schultergelenke knirschen, als wollten sie zerreißen und die durch das zusammengepreßte Blut geschwollenen Daumen bersten bisweilen auseinander. In diesem Zustande verliert der Elende vor Schmerz und Verzweiflung glücklicherweise das Bewußtsein....

Ja, diese grauenhafte Schilderung paßt in das Buch vom Hasse und ebenso die Schilderung der noch heute auf britischem Boden landesüblichen Züchtigung mit der „neunschwänzigen Katze“. Aber selbstverständlich ist es trotz alledem heute hunderttausendfach besser, als in vergangenen Jahrhunderten. Wir sind immer noch Jäger und Soldaten und tödten Thiere und Menschen. Wir haben jedoch zum großen Theile die Grausamkeit in uns unterdrückt. Die Kanone ist erlaubt, der vergiftete Pfeil verboten; man darf eine Stadt durch Bomben zerstören, aber nicht das Wasser vergiften, das der Feind trinkt. Das Duell, so beklagenswerth es ist, erscheint doch als eine wohlthätige, fortschreitende Umbildung des Meuchelmordes und der Blutrache. Der Haß, wie er heutzutage meistens auftritt, und zwar in der Form der Medisance, der üblen Nachrede, ist ein gewaschener, gekämmter, wohlgekleideter Haß, der eine gute Erziehung genossen und Zutritt in die besten Häuser hat. Ist das auch ein Fortschritt? Und wie lange noch sind wir von jenem gottgesegneten Zeitalter entfernt, in welchem das von dem großen Tragiker der Griechen verkündete Evangelium Gemeingut Aller geworden ist: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da!“

— **Die birmanischen Frauen** genießen größere Rechte als irgend welche andere Orientalinnen, ja, wenn wir uns auf die Beobachtung der Lady Dufferin verlassen können, größere sogar als ihre europäischen Schwestern. Die genannte englische Dame, Gattin des früheren Vicekönigs von Indien, hat ein Tagebuch über ihre indischen Erlebnisse verröffentlicht, aus welchen wir folgende Bemerkungen hervorheben: Die birmanischen Frauen sind bedeutende Persönlichkeiten und spielen eine große Rolle in ihrem Haushalt. Sie wählen sich ihren Gatten selbst und können sich nach eigenem Ermessen jederzeit von ihm scheiden. Sie behalten dann ihr eigenes Vermögen, welches sie mit in die Ehe brachten, und alles, was sie noch her zuverdient haben. Sie können jederzeit wieder heirathen. Herr Bernard, (ein englischer Beamter in Birma) erzählte mir, daß bei dem letzten Census es ihm aufgefallen war, daß so wenige Frauen angegeben hatten, daß sie lesen und schreiben könnten. Er stellte deshalb Nachforschungen an, und aus allen Theilen des Landes erhielt er von jungen Mädchen und Frauen die Antwort, es wäre ihnen nicht lieb, es bekannt werden zu lassen, daß sie lesen und schreiben könnten, damit nicht junge Männer, die das in Erfahrung brächten, an sie schrieben.

— **Tänzer** (dessen Dame vom Schwindel ergriffen wird): „Gnädiges Fräulein, was haben Sie?“ Dame: „30,000 Mark Mitgift.“

Ueber die plötzliche Erkrankung

des Schauspielers Dessoir auf der Bühne des Wiener „Deutschen Volkstheaters“ am 10. November, bringen Wiener Blätter bemerkenswerthe Einzelheiten. Dessoir hatte sich an jenem Abend um 5 Uhr Nachmittags krank gemeldet, da er sich nicht wohl fühlte. Später besserte sich sein Befinden, und er bestand darauf, zu spielen. Er kam in die Garderobe, schminkte sich und kleidete sich ruhig an. Dem Theaterarzt, der nur einen beschleunigten Puls constatirte, sagte er, er fühle sich schon seit einigen Tagen etwas aufgeregt, aber das komme öfters bei ihm vor. Mittlerweile war es knapp vor 7 Uhr geworden. Der Arzt, Dr. Hollack, sowie Director Bukovics glaubten, Herr Dessoir habe seine leichte Indisposition überwunden und er werde nunmehr seine Rolle wie sonst gut durchführen. Unmittelbar jedoch bevor das Glockenzeichen zum Beginn gegeben wurde, trat Dessoir hinter der Scene auf Frau Nötel zu und sagte: „Also heute wird Nemesis gegeben?“ — „Aber nein, „Der Hypochonder“, erwiderte geradezu entsetzt Frau Nötel, und während Dessoir murmelte: „So, „Der Hypochonder“, eilte sie auf Director Bukovics zu und raunte ihm zu: „Um Gottes willen, Director, Dessoir weiß gar nicht, was gegeben wird.“

Noch ehe Herr von Bukovics antworten konnte, ging der Vorhang in die Höhe. Herr Dessoir trat auf die Scene und sprach die ersten Worte in lässiger und etwas unverständlicher Weise. Kaum daß er sich in den Lehnstuhl niedergelassen, schwand jedoch sein Gedächtniß vollständig. Er sprach verworrenes Zeug und brachte seine Mitspielenden dadurch in die größte Verlegenheit. Durch Improvisationen versuchte man Dessoir zu bewegen, die Bühne zu verlassen. „Du wolltest Dir doch eine Cigarre anzünden?“ sagte Frau Nötel und gab ihm einen Wink. Er schüttelte den Kopf. Herr John sagte: „Sie wollten doch ausgehen“, und wollte ihm den Ueberrock anziehen. — „Nein, nein, ich bleibe hier, ich gehe nicht fort“, murmelte Herr Dessoir. Nun trat Herr Tyrolt auf. Dieser versuchte Herrn Dessoir, ihn unter dem Arm fassend, freundschaftlichst hinauszuführen. Dessoir leistete jedoch Widerstand, und in diesem kritischen Moment gab Direktor Bukovics das Zeichen zum Fallen des Vorhanges. Dessoir war nach dem Fallen des Vorhanges starr mitten auf der Scene stehen geblieben. Er hätte die Worte des Regisseurs, der eben hinaustrat und dem Publikum die nöthige Mittheilung machte, vernehmen müssen, wenn ihn nicht Herr Dr. Pollak in die Garderobe geführt hätte. Herr Dessoir sprach nichts, schminkte sich ab und stimmte dem Arzte zu, der ihm sagte, er werde ihn nach Hause bringen; nur wolle er nicht fahren, sondern gehen. Er bestieg auch thatsächlich den Wagen nicht und sprach plötzlich von einem verlorenen Wohnungsschlüssel. Er bat den Doktor, mit ihm in die gegenüberliegende Bierhalle zu gehen, dort müßten sie die Schlüssel finden. Der Theaterarzt ging mit ihm dahin, doch hier zeigte es sich, daß Dessoir nie vorher in dieser Bierhalle gewesen. Nun setzten Beide den Weg gegen die Amerlinggasse fort. Dessoir suchte immerwährend den Schlüssel in den Taschen. Beim Einbiegen in die Amerlinggasse sagte Dessoir, er wohne in Antonsgasse 13 und wolle jetzt zum „Goldenen Kren“ (statt „Kreuz“) gehen. Der Arzt brachte ihn jedoch in seine Wohnung. Auf der Treppe sagte plötzlich Dessoir: „Jetzt wird mir Alles klar! Ich habe etwas Dummes im Theater gethan.“ In der Wohnung war er wieder ganz theilnahmlos, er erinnerte sich nicht, was mit ihm geschehen und was er gethan; er wurde gleich zu Bette gebracht.

Die kostspieligste Volksvertretung

besitzt das parlamentarisch regierte Frankreich. Nach dem letzten Berichte der Rechnungsrevision-Commission der französischen Deputirtenkammer kosten Senat und Kammer zusammen dem Lande jährlich die hübsche Summe von 12,145,088 Fr. (der deutsche Reichstag verursacht noch keine halbe Million Unkosten). Jeder Deputirter bezieht ein Jahresgehalt von 9000 Fr., der Präsident außerdem noch 72,000 Fr. Das dienende Personal zählt 243 Köpfe und kostet 721,000 Fr.; also kommt beinahe ein Bedienter auf je zwei Deputirte. Trotzdem aber werden für einzelne Dienstleistungen noch besondere nicht unerhebliche Beträge gezahlt. So kostet das Kaminkehren 13,144, das Reinigen der Aborte 9420 Fr. Ein „destructeur de rats parlamentaire“ — parlamentarischer Rattenfänger — erhält jährlich 200 Fr., ein „accommodeur des parapluies de M. le président“ — Regenschirmausbesserer des Herrn Präsidenten — befindet sich ebenfalls unter der Dienerschaft. Die Secretäre der verschiedenen Commissionen kosten 64,000 Fr. und für „verschiedene Dienstleistungen“ sind außerdem noch 28,980 Fr. — darunter eine Entschädigung von 800 Fr. für Portiersfrauen — ausgeworfen.

Wenn ein Deputirter stirbt, so erhält seine Familie 1200 Fr., in dem Budget für 1888 waren bei dieser Position 8400 Fr. angesetzt, also war der Tod von sieben Abgeordneten in Aussicht genommen. Der Gesundheit der Deputirten wird dabei aber dem Anschein nach die höchste Sorgfalt gewidmet; denn das Budget weist einen ärztlich-medicinischen Posten von 11,442.75 Fr. auf. An Schreibmaterialien verbraucht die Kammer nicht weniger als für 55,000 Fr., für Zeitungen 25,960 Fr. Die Heizungskosten betragen 44,500 Fr., davon entfällt fast die Hälfte der Summe allein auf Heizungszwecke für den Kammerpräsidenten. Für Zündhölzchen werden 1,798.30 Fr. in Ansatz gebracht und die Beleuchtung kostet 109,000 Fr.; für das Erfrischungszimmer sind 35,184.87 Fr. angesetzt. Von den Angestellten des Palais Bourbon wohnen in diesem selbst nur 111; die übrigen 132 wohnen außerhalb, und dies erfordert eine Sonderausgabe von 31,402 Fr. Für Bürsten und Schwämme sind 5,474 Fr. und für Seife, Eau de Cologne u. s. w. 1,522 Fr. verzeichnet. Das Reinlichkeitsbedürfniß muß also wohl bei den französischen Volksvertretern ein ganz besonders reges sein.

Die Fürsten von Monaco.

Prunkvoll hat jüngst der Fürst von Monaco seine Vermählung mit der ebenso reichen wie schönen Herzogin von Richelieu gefeiert; in der päpstlichen Nuntiatur zu Paris hatten sich die Spitzen der Gesellschaft eingefunden, um dem feierlichen Act beizuwohnen; der Nuntius selbst spendete dem neuvermählten Paar seinen Segen. Der Fürst von Monaco und seine Gemahlin bleiben vorläufig in Frankreich und überlassen es den Einwohnern von Monaco, sich selbst zu regieren.

Sie werden sich zu trösten wissen. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Familie Grimaldi, nur dann in ihre Erbstaaten zurückzukehren, wenn sie sich in financieller Bedrängniß befinden. Seit dreihundert Jahren war dies, wie das „Wiener Tagblatt“ in Erinnerung bringt, ein einziges Mal der Fall, und diese kurze Episode der Anwesenheit des Landesvaters bildet das dunkelste Capitel in der Geschichte Monacos.

Im Jahre 1338 kaufte die Familie Grimaldi den pittoresken Felsen von Monte Carlo um die Summe von 1280 Goldgulden und hat sich seit jener Zeit im Besitze ihres Ländchens zu erhalten gewußt. Die kluge Politik der Grimaldi's, der zufolge sie sich immer an den Stärkeren anschlossen, ließ das kleine Fürstenthum Monaco unabhängig bleiben, während die großen und mächtigen Republiken Italiens unter das Joch der Fremdherrschaft kamen. Anfangs dem Protectorate Spaniens unterstehend, schlossen sich die Fürsten Monaco's seit dem 17. Jahrhundert an Frankreich an. Eine französische Garnison hielt seit jener Zeit Monte Carlo besetzt, während die Fürsten von Monaco an dem französischen Hofe und von den Wohlthaten des französischen Königs lebten. Die Grimaldi's erhielten hohe Posten in der französischen Armee und der jeweilige „regierende“ Fürst einen Jahresgehalt von 50,000 Ducaten.

Unter dem ersten Napoleon verlor Monaco seine Selbstständigkeit; aber der wiener Congreß gab dem Fürsten Honorius V. das Land seiner Väter wieder; doch wurde Monaco nicht mehr unter das Protectorat des reichen Frankreich, sondern unter die Schutzherrlichkeit des armen Königsreichs Sardinien gestellt, ein Umstand, der für die Unterthanen Honorius' V. verhängnißvoll werden sollte.

Für den Fürsten von Monaco war dieser Wechsel der Schutzherrlichkeit ein schwerer Schlag; er bedeutete seinen financiellen Ruin. Die schöne Pension, welche die Grimaldi's bisher von Frankreich bezogen hatten, hörte auf, und Fürst Honorius stand eines Tages da, ebenso arm, wie sein ärmster Unterthan. In diesem kritischen Moment beschloß der Fürst, seine lange vernachlässigten Unterthanen mit seiner Anwesenheit zu beglücken und seine Residenz in Monte Carlo aufzuschlagen. Seit drei Jahrhunderten war es nicht geschehen, daß ein Grimaldi sich um das Wohl seines Staates bekümmert hätte, und die Unterthanen Honorius' V. hätten dem Himmel danken können, wenn Honorius dem Beispiele seiner Vorfahren gefolgt wäre. Der Fürst, an ein vornehmes und üppiges Leben gewöhnt, suchte die Mittel hierzu aus seinen zehntausend Unterthanen herauszupressen. Sein Vorhaben gelang ihm so vortrefflich, daß er eine Rente von 500,000 Francs jährlich bezog. Zehntausend Unterthanen und 500,000 Francs Rente für den Fürsten — wie war das möglich? Nur durch die schamloseste und unerhörteste Bedrückung des Volkes.

Das Hauptnahrungsmittel der arbeitenden Bevölkerung Italiens bilden die Maccaroni; der Fürst von Monaco erklärte die Fabrikation und den Verkauf der Maccaroni für ein Staatsmonopol und erhöhte die Preise für dieses Fabrikat; dasselbe that er mit dem Fleisch und dem Brot. Ein Gesetz des Fürsten verbot den Einwohnern Monacos' sich mit anderem Zeug zu bekleiden, als demjenigen, das in den fürstlichen Fabriken hergestellt werde. Das Strafgesetz wurde einer Revision unterworfen, Freiheitsstrafen in Geldstrafen verwandelt, neue Vergehen erfunden, wie zum Beispiel das Ausgehen nach zehn Uhr Abends ohne Laterne, und auf diese Uebertretungen Geldstrafen gesetzt. Von der Ernte wurde ein Procent für den Fürsten eingehoben. Pfeifen, Strohhüte, Spielkarten waren ebenfalls Gegenstände eines Monopols.

Alle diese Monopole wurden an den Franzosen Chappon verpachtet, der der Bäcker, Fleischhauer, Müller Schneider des ganzen Fürstenthums wurde. Seinem Gehirn entsprang auch ein Gedanke, den man zum mindesten originell nennen muß: es wurde im Fürstenthum Monaco ein Geburtsregister für Thiere angelegt. Jeder Eigenthümer eines neugeborenen Thieres war bei sonstiger schwerer Bestrafung verhalten, mit dem Thiere bei der Behörde zu erscheinen. Derselbe erhielt sodann von dem Amte einen Geburtsschein für das Thier ausgestellt — und dieser Geburtsschein mußte mit einem 50 Centimes-Stempel versehen sein!

So gelang es dem Fürsten Honorius, die Mittel zu erschwingen, um ein vornehmes und prächtiges Leben zu führen. Daß seine Unterthanen das schlechteste Brot aßen, die gröbsten Kleider trugen und die schwersten Steuern in ganz Europa zahlten, kümmerte den hohen Herrn wenig.

Das Jahr 1848 brachte in den Finanzen der Grimaldi's einen furchtbaren Umsturz hervor. Das Volk Monacos' rebellirte, und die Revolution blieb siegreich. Adieu nun Steuern, Strafgelder, Monopole; nichts blieb von allen diesen Herrlichkeiten übrig und die Einkünfte des Fürsten sanken von 500,000 Francs auf 15,000 Francs.

Honorius V. hatte den Krach seines Systems nicht mehr erlebt; im Jahre 1839 war er gestorben. Sein Sohn hatte nichts von ihm geerbt als die Monopole und Steuern, von diesen hatte sich das Volk von Monaco befreit und wiederum stand der Fürst von Monaco beinahe als Bettler da. Zehn Jahre lang dauerte die Misére, mit 15,000 Francs jährlich war der regierende Fürst gezwungen zu leben. Da, im Jahr 1857, erschien am „Hof“ von Monte Carlo Herr Blanc, der berühmte Croupier; mit offenen Armen wurde er von dem Fürsten aufgenommen, und ohne Schwierigkeiten ihm eine Concession zur Einrichtung einer Spielbank gegeben. Nun begannen die Finanzen der Familie Grimaldi wieder zu floriren. Und wie ein Glücksfall sich selten allein trifft, ereignete es sich im Jahre 1862, daß Napoleon III. das Territorium der Städtchen Mentone und Roquebrune, die einen Bestandtheil des Fürstenthums Monaco ausmachten, um vier Millionen Francs dem damaligen Fürsten Karl III. abkaufte.

Monte Carlo ist aus einem unbedeutenden Städtchen, von dessen Existenz nur Wenige wußten, zu einem Weltort geworden; Millionen werden dort alljährlich verloren, und von Jahr zu Jahr wächst die Anziehungskraft der Bank. Der Fürst aber bleibt seinen Staaten fern; statt der Familie der Bourbonen zahlt die Familie Blanc den Grimaldi's ihre jährliche Pension; und so werden sie der Sorge enthoben, sich, wie Honorius V., dem Wohle ihrer Unterthanen zu widmen.

Erinnerungen eines Unterofficiers.

Es war wenige Tage nach der Schlacht bei Königsgrätz — so erzählte einer von den Mitkämpfern im Kreise seiner Bekannten — als ich in meiner Eigenschaft als Unterofficier und Geschützführer mit meinen sechszehn Leuten in einem böhmischen Bauernhof ein Quartier bekam, das wenig Annehmlichkeiten bot. Der letzten Tage Qual war aber groß gewesen, und so richteten wir uns denn nach Soldatenart eben so häuslich ein, wie es den böhmischen Verhältnissen entsprechend anging. Besondere Freude machte mir in dieser schmutzigen und trostlosen Umgebung auf dem Hühnerhofe draußen ein prächtiger Silberfasan, der, weiß ich auf welche Weise, wahrscheinlich von irgend einem niedergebrannten Edelhofe dorthin verschlagen sein mochte. Als großer Thierfreund machte ich mich alsbald mit dem vollständig zahmen, edlen Thier bekannt und wir wurden die besten Freunde von der Welt. Mein böhmakischer Wirth schien denn auch an diesem meinem bescheidenen Zeitvertreibe seine herzliche Freude zu haben, denn stets, wenn er mich mit dem schönen, stolzen Vogel spielen sah, grinste er mich freundlich an und rief: „Ein gutes Vogel, Herr Uffzier! Hat sich schönes Leib!“

Selbstverständlich war ich über diese menschliche Regung bei dem stumpfsinnigen Wenzel ebenfalls erfreut, und reichte ihm dann wohl ab und zu eine Liebesgabencigarre, was er mir hoch anzurechnen schien, wenn er sie auch nicht in meiner Gegenwart anzustecken wagte. So war es nun schon ungefähr 14 Tage gegangen, als ich eines Sonntags mit meinen Mannschaften nach dem etwa zwei Meilen entfernten Landstädchen zum Appell reiten mußte, von welchem wir erst zur Mittagszeit wieder nach Hause sein konnten. Ich beauftragte also unsere „Hoteliére“, uns das „Diner“ rechtzeitig bereitzuhalten und wir ritten los. Als wir gegen 2 Uhr zurückkamen, stand das Essen auch pünktlich auf dem Tisch, und zwar schienen sich unsere Wirthsleute heute besonders angestrengt zu haben, denn es gab Hühnersuppe mit Klößen, ein Sonntagsgericht, das uns trefflich mundete, u. s. w. Nach dem Essen eilte ich, wie gewohnt, auf den Hühnerhof, um meinen gefiederten Freund zu begrüßen. Aber wo war denn der geblieben? So viel ich auch rief und lockte, kein Silberfasan erschien. Mein Hans war fort! — Da erscheint plötzlich der biedere Wenzel auf der Bildfläche, ich eile auf ihn zu, donnere ihm ein Paar derbe Soldatenflüche entgegen und frage, wo denn mein Hans steckt. Alsbald verzieht sich das blöde Gesicht des Kerls zu einem vergnügten Grinsen und, indem er mit dem Finger auf meinen Bauch zeigt, stottert er: „Is e aufgegessen, gutes Vogel!“ — „Kanaille“, rufe ich, „hast Du meinen schönen Hans geschlachtet, dann geht's Dir an's Leben!“ „O nix!“ antwortete der brave Wenzel, „is e vun selbst gesturben!!!“

— **Ueber Geburtsadel und Geistesadel** äußert sich Hieronymus Lorm in scharf zutreffender Weise in einer anmuthigen und anregenden novellistischen Skizze „Der literarische Salon“, die wir in der „Allgemeinen Literatur-Chronik“ finden. Er sagt da u. A.: „Die Aristokratie der Geburt ist keiner Achtung werth, wenn sie sich nicht vor der Aristokratie des Geistes beugt, sobald sich die letztere als Genie oder unbestreitbares Talent bewiesen und bewährt hat. Dieses Prinzip ihrer Existenz haben der französische und der englische Adel stets aufrecht erhalten; sie sahen die Pflicht ihres Standes in der raschen Erkenntniß und Anerkennung des Höchsten, was ihre Nation besaß, und sie sahen die Ehre ihres Standes darin, daß es ihnen bei ihrer Muße und Sorglosigkeit vergönnt war, die Ersten zu sein, die den Besten huldigten. Selbst der russische Adel hat dieses Prinzip stets in den seltenen Fällen bethätigt, in welchen ihm das eigene Land dazu Gelegenheit bot. Nur der deutsche Adel hat mit wenigen Ausnahmen niemals aufgehört, hochnasig und auf die Erhaltung eingebildeter Vorrechte bedacht auch den Schriftstellern und Künstlern gegenüber aufzutreten. Dafür hat er nur eine einzige Entschuldigung, die freilich eben so begründet als traurig ist: im Auslande verbindet sich die Aristokratie des Geistes fast immer mit den ästhetischen Formen einer Erziehung für die Welt. In Deutschland fehlt es den meisten Rittern vom Geiste schon im bürgerlichen Leben an der genauen Kenntniß gewisser Schönheitsformen des geselligen Verkehrs, und den vornehmen Ständen gegenüber entwickeln sie entweder durch Unbeholfenheit oder durch Grobheit ein zurückstoßendes Benehmen. Die Stände waren bei uns von jeher zu wenig vermischt, als daß sich, wie in anderen Ländern, allgemeine Sitten des Umganges hätten herausbilden können. Gleichwohl ist an diesem Zustand die Aristokratie der Geburt mehr als die des Geistes schuld.“